



Feierabend



[06.06.1925]

Nr. 1.

Unterhaltungsbeilage.

1925.

(1)



Die verheerete Stadt.

Eine heitere Epochen-Geschichte von
Karl Ettlinger.

Copyright by Georg Müller
Verlag A.-G. München.

Vor sechzig Jahren noch war Bredendorf ein idyllisches Nest, das nur wenige Harzwanderer aufsuchten. Heute widmen dem Sturort Bredendorf die Reisehandbücher vier ganze Seiten. Häuser, die man ehemals pietätlos alte Baraden nannte, werden heute ob ihres Baustils von den Kurgästen ehrfurchtig bewundert, und vor dem Rathaus wird den Schaulustigen von den Fremdenführern mehr Gescheites vorgeschwätzt, als je in dem Rathaus geredet wurde.

Der jetzige Bürgermeister empfängt seine Schutzbefohlenen nicht mehr in Hemdärmeln, er redet seinen Schreiber nicht mehr mit „du“ an und unterbricht nicht mehr die Gemeindeführung, wenn seine Kuh kalbt, — nein, heute ist der Herr Bürgermeister ein wohlfrasierter, juristisch gebildeter Herr, der zu seinen Amtsstunden in schwarzem Anzug erscheint, eine stattliche Anzahl Orden besitzt und, je nachdem es die Rathausmehrheit verlangt, konservative, liberale, streng kirchliche und freidenkerische Reden halten kann.

Ja, Bredendorf ist Großstadt geworden. Seine herrliche Lage in einem der schönsten waldigen Harztäler ward ihm zum Verhängnis. Zuerst siedelten sich in Bredendorf nur vereinzelt pensionierte alte Herren an, harmlose Rentenfresser, die die Ruhe liebten, und die hier vor übermäßigen Ausgaben sicher waren.

Die Ureinwohner betrachteten diese Ankömmlinge mit Gleichgültigkeit, waren wohl erkaunt, daß diese Fremdlinge sich Häuser ohne Kuh- und Schweineställe bauten, kümmernten sich aber mit der Duldsamkeit der Landbewohner, die jeden nach seiner Fassung närrisch werden lassen, nicht weiter um sie. Der Bürgermeister sorgte dafür, daß die Zuzüglinge pünktlich Steuerzettel bekamen, und beschränkte sich im übrigen darauf, die Bauern zu belehren, daß es ihre väterländische Pflicht sei, den fremden Herrschaften die Grundstücke nicht zu billig zu verkaufen. Aber in dieser Hinsicht waren die Bredendorfer schon von selbst gute Patrioten gewesen.

Es entstand am Hügel östlich des Dorfes eine kleine Villenkolonie mit schönen Gärten,

mit behaglichen Häuschen, auf deren Balkonen und Veranden bei gutem Wetter beschlafrochte Herren und vereinzelt auch halbfrisierte Frauen ihren zur Ruhe gesetzten Geist mit Kaffeetrinken und ungefährlicher Lektüre einbalsamierten. Ein angenehmer Hauch von Pensionsberechtigung lag über diesem Villenviertel. Namen wie „Villa Sonnenstrahl“, „Mein Ruheplätzchen“, „Landhaus Aurora“ zeugten von der Friedfertigkeit der Bewohner.

An einem der Gartengitter prangte allerdings ein Schild „Vor dem Hunde wird gewarnt“, aber das hatte der Besitzer nur aus Pietät angebracht, — der Hund war schon lange vor der Ueberfiedlung seines Herrn nach Bredendorf gestorben.

So war Bredendorf eine liebliche Novelle in dem großen Buch der Natur, bis es ihr leider erging, wie so mancher anderen unschuldigen Novelle: sie wurde plötzlich Mode. Jrgendein spekulativ veranlagter Mensch brachte heraus, daß die Luft von Bredendorf bedeutend mehr Stickstoff enthalte als die Luft des übrigen Kontinents, daß Stickstoff das beste Heilmittel gegen alle Krankheiten sei, von Cholera bis hinab zum Hühnerauge, und er beiseite sich, diese Entdeckung in tausenden von Broschüren und Zeitungsartikeln der Menschheit mitzuteilen.

Daß dieser Menschenfreund kurz zuvor fast den ganzen Grund um Bredendorf aufgekauft hatte, war ein netzlicher Zufall.

Die Bauernhöfe machten dreistöckigen Häusern Platz, Hotels schossen aus dem Boden, die Kirchstraße wurde in „Hauptallee“ umgetauft, und wo früher die Kühe und Ochsen gelustwandelt hatten, promenierten alsbald elegante Herren und Damen. Statt der Kuhschwänze wedelten seidene Schleppen, statt der Hörner trug die neue Straßenbevölkerung Sonnenschirme, und statt „Nuh“ sagte sie: „Herrliches Wetter heute, nicht wahr? Oh, dieser Stickstoff!“

Die Eisenbahn, die bisher einen großen Bogen um Bredendorf gemacht hatte, gab ihre vornehme Zurückhaltung auf, legte ein großes Ei in Gestalt eines Bahnhofes und gackerte täglich dreimal herbei, um nachzusehen, ob das Ei noch da sei.

Und jedesmal legte sie dabei einige Dutzend Kurgäste.

Ein Park wurde angelegt, Rasenanlagen geschaffen, damit man ihr Betreten verbieten konnte, ein paar Schwäne durften sich auf dem Teich philosophischen Studien ergeben, ein Kurhaus und ein Kurtheater wurden erbaut, eine Krieger-Eiche wurde gepflanzt, Goethe, Schiller und der Lokapoet Alois Rastberger bekamen ihr Pflichtdenkmal, auf die benachbarte Augustenhöhe wurde eine Drahtseilbahn gebastet, an deren Endstation man zu allen Tageszeiten kuhwarmer Milch, Ansichtspostkarten und andere Fremdennahrung haben konnte, — kurz, Bredendorf machte sich.

Geschäftsleute siedelten sich an, eine Andenkenindustrie erblühte, Modegeschäfte taten sich auf, ein schlauer Konditor erfand die allein-echten Bredendorfer Zuderplätzchen, ein Gelehrter schrieb die Geschichte der Stadt, angefangen bei Amibert dem Einäugigen, der dort die erste Sau gehütet hatte, bis auf die Jetztzeit, die Verlobung einer jungen Milliarde, darin machte Bredendorf auch in Offizierskreisen berühmt, Frau Albertine Friederichsen, geborene Müller, errichtete ein Pensionat für die höheren Töchter besserer Kreise, in dem man den guten Ton und das schlechte Klavierspiel in allen Lebenslagen lernen konnte, eine Oberrealschule wurde hingelegt, und als gar eine Witz, die ihren letzten Atemzug im Bredendorfer Stickstoff ausgehaucht hatte, testamentarisch den Bau eines englischen Kirchleins gestiftet hatte, war das Schicksal des ehemals so idyllischen Ortes besiegelt. Bredendorf wurde Sitz der Provinzialbehörden und damit endgültig Großstadt.

Nur auf dem östlichen Hügel blühte noch ein schwacher Abglanz früherer Behaglichkeit, dort, wo die kleinen Villen standen, und wo noch immer vor dem Hunde gewarnt wurde.

Auf der Kurpromenade vor dem Musikpavillon schwirrten alle Sprachen des Erdballs durcheinander, Toiletten und Brillanten wurden spazierengeführt. In der Hochsaison stiegen die Hotelpreise ins Angemessene, und die Soubrette des Kurtheaters sparte in einer einzigen Spielzeit vierzigtausend Mark, ob-

SEL AA 2 65A

AA 06 01.10z

wohl ihr neues Gebiß allein achthundert Mark gekostet hatte.

Die Bredendorfer waren stolz auf die feudalen Namen, die in der Kurliste prangten. Ehrfurchtsvoll bestaunten sie die reichen Amerikaner und Engländer, weit ehrfurchtsvoller, als ihre wackeren Großväter einst Preisochsen bewundert hatten, und mit scheuer Andacht flüsternten sie sich die angennommeneren Namen der Fürstlichkeiten zu, die inognito den Bredendorfer Stidstoff einatmeten. Eine dieser Fürstlichkeiten war sogar echt.

Der höchste Stolz des großstädtischen Kurorts aber war der Maharadscha von Bungefi, der nun schon zwei Saisons hintereinander in Bredendorf zu Stidstoffeln geruhte. Seine braune Hautfarbe und die Hautfarbe seines zahlreichen Gefolges machten ein Inognito unmöglich. Aber darauf legte die indische Hoheit auch offenbar gar keinen Wert; er mietete ein ganzes Stockwerk im Palast-Hotel, zahlte fürstlich, ließ sich nur von seinen Untertanen bedienen und kümmerte sich wenig um das Aussehen, das sein Erscheinen auf der Promenade und im Kurfaal machte.

Von europäischen Einrichtungen schien er nur den Kognak zu schätzen, den er, wenn er guter Laune war, aus Wassergläsern trank. Ob dies eine indische Sitte ist, wage ich nicht

zu entscheiden. An den vierzigtausend Mark Ersparnissen der Soubrette war er durchaus unbeteiligt, wie er überhaupt dem als schöner verschrieenen Geschlecht gegenüber eine hoheitsvolle Interesseloseigkeit an den Tag legte.

Man munkelte von einem unglücklichen Liebestroman, den Seine Hoheit an den heiligen Gestaden des Ganges erlitten habe und der den Maharadscha nicht nur in den Augen der höheren Töchter des Friederichsches Pensionats noch interessanter machte, als es ein lebendiger Ausländer ohnedies ist.

Wie der Lokalschriftleiter des „Bredendorfer Tageblattes“, der Seine Hoheit zwei Tage nach dero erstem Eintreffen interviewt hatte, schrieb, „umflorte den edlen Blick der melancholische Zug jenes Seelenschmerzes, der uns Menschenkennern noch interessanter macht, als tausend Wundern und Leiden der tiefen Liebe so ergreifend zu künden weiß. Ja, lieber Leser, dieser edle Fürst, ein Vater seines Volkes, ach, er ist trotz seiner Jugend, trotz seiner Schönheit, trotz seines Reichthums nicht glücklich! Ob, daß mir die blumige Sprache der Dschungeln, daß mir der glühende Hauch der Lotusblume zur Verfügung stände, den erschütternden Eindruck zu schildern, den dieser gütige Herrscher in meinem Innern auslöste!“

Leider stand dem Lokalschriftleiter keine Lotusblume, sondern gottlob nur anderthalb Zeitungspalten zur Verfügung.

Uebrigens gelang ihm das große Wunder, ein Lächeln auf die Lippen des sonst so ernstern, verschlossenen Ausländers zu zaubern, der nach Beendigung der Audienz sich mit den Worten an seinen Haushofmeister wandte: „Sprechen die deutschen Lokalschriftleiter alle ein so miserables Englisch?“

Ganz besonders hatte den Maharadscha der Bürgermeister in sein Herz geschlossen. Nicht nur, weil ihn die Hoheit zu einem Besuch in Indien eingeladen hatte, wobei er ihm eine Tigerjagd in Aussicht gestellt hatte und ihm versprochen hatte, er dürfe den Tiger auf drei Meter Entfernung persönlich erschießen — eine Ehre, bei deren bloßer Erwähnung den Bürgermeister eine Gänsehaut von Stopfgangsgüte überrieselte — nein, die unbegrenzte Verehrung des Stadtoberhauptes für den braunen Fürsten hatte noch eine andere, gewichtigere Ursache.

Kurz vor seiner letzten Abreise hatte nämlich der Maharadscha den Bürgermeister zu sich bitten lassen, um ihm eine höchst peinliche Eröffnung zu machen: ihm war ein wertvoller Perlenohrgehör gestohlen worden.

(Fortsetzung folgt.)

Wir steigen auf.

Von Eddy Zidmann.

Wir steigen aus der Tiefe auf,
Mann und Weib und Kind.

Wir steigen auf, weil wir hungrig sind

Nach des Lebens goldener Frucht . . .

Unsere Hände sind rauh,

Unsere Kittel sind grau,

Wir kennen nur Arbeit, Mühe und Not,

Den ewigen Kampf um das tägliche Brot

In der Lage eintöniger Flucht.

Doch wir haben von fern eine Welt geschaut

Wo allen Menschen der Himmel blaut,

Wo alle Menschen ernten und bau'n,

Wo alle jubeln auf Blumenan'n . . .

Und wir tragen ein Sehnen himmelweit

Nach jener Welt voll Seligkeit,

Das läßt uns nimmermehr los.

Wir steigen aus der Tiefe auf,

Mann und Weib und Kind.

Wir steigen auf in Mengen,

Wir steigen auf und drängen

Nach des Lebens goldner Frucht.

Der Mensch.

Von Mark Twain.

Der Mensch kann nicht im Freien schlafen, ohne sich tödlich zu erkälten oder den Rheumatismus zu kriegen. Er kann seine Nase nicht länger als eine Minute unter Wasser halten, ohne ertränkt zu sein. Er ist, mit Verlaub, die erkärmlichste, unbeholfenste von allen Kreaturen, welche die Erde bewohnen.

Er muß gebätschelt, in Windeln getan und gewickelt werden, um überhaupt leben zu können. Er ist, wie immer du ihn nimmst, ein zerbrechliches Ding, ein regelrechtes Britisches Museum von Inferioritäten.

Er muß immer repariert werden. Eine Maschine, die so unzuverlässig wäre, wie er, würden keinen Käufer finden.

Die niedrigen Tiere, scheint's, bekommen ihre Zähne ohne Schmerz und Unbehagen.

Die des Menschen brechen nach Monaten grausamer Marter durch und zu einer Zeit, da der Mensch am wenigsten imstande ist, diese Marter zu ertragen. Sowie er aber die Zähne hat, müssen sie ihm wieder gezogen werden. Die zweite Garnitur verbleibt ihm ja für eine Weile, aber der Mensch wird nicht eher eine Garnitur von Zähnen erhalten, auf die er sich verlassen kann, als bis ihm der Zahnarzt eine anfertigt.

Der Mensch beginnt mit den Krankheiten als Kind und lebt von ihnen, als regulärer Diät, bis ans Ende. Er hat Mumps, Scharlachfieber, Keuchhusten, Katarach, Mandelentzündung und Diphtheritis als ganz natürliche Angelegenheiten.

Späterhin, im weiteren Verlauf, ist sein Leben nach wie vor bei jeder Biegung von Schnupfen, Husten, Asthma, Bronchitis, Halsbräune, Schwindfucht, gelbem Fieber, Blindheit, Influenza, Furunkeln, Lungenentzündung, Gehirnerweichung und tausend anderen Krankheiten dieser oder jener Art bedroht.

Er ist ein Korb voll pestilenzialischer Fäulnis, den Mikroben zu Schutz und Unterhalt bereitet. Sieh dir sein Gemächte in einigen Einzelheiten an:

Wozu hat er den Blinddarm? Er hat keinen Wert! Sein einziges Interesse ist, da zu liegen und auf einen verirrten Traubenkern zu warten und dann Leiden zu verursachen.

Wozu dient der Bart des Menschen? Er ist nichts als eine Lästigkeit! Alle Nationen verfolgen ihn mit dem Rasiermesser. Aber die Natur versteht den Menschen immer wieder mit einem Bart, anstatt diesen auf den Kopf des Menschen zu verlegen.

Ein Mensch wünscht sein Kopshaar zu behalten. Es ist ein reizender Schmutz, eine Bequemlichkeit, der beste Schutz gegen das Wetter, und der Mensch schätzt es höher als Smaragde und Rubine. Und die Hälfte der Zeit läßt die Natur es auch wachsen, aber es will nicht dableiben.

Der Mensch ist nicht einmal hübsch und was Stül betrifft, sieh dir den bengalischen

Tiger an — dieses Ideal von Anmut, körperlicher Vollkommenheit und Majestät.

Denke an den Löwen, an den Tiger, den Leoparden — und dann denke an den Menschen, dieses armselige Ding! An dieses Tier mit der Perücke, dem Hörrohr, dem Glasauge, den Porzellanzähnen, dem hölzernen Bein, der silbernen Luftpöhr — eine Kreatur, von unten bis oben geslickt!

Uebertragung von Max Hayek.

Die Insel der Einjamen.

Zwischen den Gipfeln zweier Kontinente im südlichen Atlantik liegt die einsamste Insel der Welt, liegt Tristan da Cunha. Tristan da Cunha beherbergt kaum mehr als hundert englisch sprechende Bewohner, die von der übrigen Welt so gut wie abgeschlossen sind. Denn höchstens alle drei Jahre einmal läuft ein Schiff die Insel an. Tristan da Cunha ist ein erloschener Vulkan mit einem großen Krater als Gipfel und vielen kleinen Kraterkegeln an den Seitenhängen. Der Gipfel hat eine Höhe von etwa 200 Metern. Im Krater selbst hat sich ein großer Regenwasserspuhl gebildet. Tristan liegt 1600 Seemeilen von Kapstadt entfernt. Im März 1923 lief das Schiff „Quest“ die Insel an. Ein Reisender teilt jetzt in der „New York Times“ einiges von seinen Betrachtungen auf der Insel mit. Seinem Bericht verdanken wir das Folgende:

Obwohl schon die Portugiesen die Insel im Jahre 1506 entdeckten und ihr den Namen gaben, wurde sie nicht vor 1810 besiedelt. Als Napoleon nach St. Helena verschickt wurde, brachten die Engländer auf Tristan eine Garnison unter, um zu verhindern, daß die Insel als Basis für eine eventuelle Befreiungsbewegung benützt werde. Als nach Napoleons Tode die Garnison von der Insel zurückgezogen wurde, blieben der Korporal William Glas, ein Schotte, und ein paar andere als ständige Anwohner zurück. Einer der Leute, die sich dort mit Glas zusammen niederließen, war ein Matrose namens Cotton, einer der Wärter Napoleons auf St. Helena. Ein anderer war ein gewisser

Swane; von diesem wird gesagt, daß er in der Schlacht von Trafalgar den zu Tode getrossenen Nelson mit seinen Armen aufgefangen habe. Diese wenigen Leute mitsamt ein paar Holländer aus Amsterdam, ein paar Buren und einigen amerikanischen Matrosen von Walfischfängern bilden den Stamm der Siedler. In neuerer Zeit ist etwas italienisches Blut dazu gekommen. Vor mehr als einem halben Jahrhundert, als die Bevölkerung zu groß geworden war, gelang es, etwa fünfzig der Bewohner von Tristan zu bewegen, nach der Kapkolonie auszuwandern, um sich dort niederzulassen. Bald aber war die Zahl der Bewohner wieder über hundert gestiegen. Auf tragische Weise wurde im Jahre 1885 das Ueberbevölkerungsproblem gelöst: alle erwachsenen Männer ertranken, alle außer einem. Auf ihren schwächlichen Booten hatten sie sich aufs Meer gewagt, um mit einem vorüberfahrenden Schiff Tauschhandel zu treiben. Das stürmische Meer aber verschlang sie. 1905 war die Bevölkerungsziffer wieder auf achtzig gestiegen.

Auf Tristan da Cunha gibt es kein Geld. Auch keine Regierung kennen die Leute von Tristan, kein Gericht, kein Gefängnis, kein schweres Verbrechen, alle die schönen Errungenschaften unserer Kultur sind ihnen unbekannt. Sie kennen nur die einfachsten Werkzeuge und kennen keinen Handel, außer dem Tauschhandel mit den Schiffen, die gelegentlich anlaufen. Alle ihre Nahrung und Notdurft, ob sie sie fangen oder von Schiffen eintauschen, wird wahrhaft kommunitätlich geteilt. Die soziale Organisation ist schlicht patriarchalisch. Die Familie bildet eine Einheit, die der älteste Mann regiert. Zu weilen haben die Bewohner geglaubt, daß sie einen Herrscher bräuchten und haben einen aus ihre Mitte gewählt. Aber diese Lust zu einem Oberhaupt ist ihnen immer bald wieder abhanden gekommen und sie haben den Häuptling seines Amtes enthoben. — Eben werden so abgeschlossen: das die Ehe eingehende Paar schreibt seinen Namen in ein statistisches Buch, das von Robert Glos, einem Nachkommen des ersten Siedlers, geführt wird. Wenn der Bischof von St. Helena die Insel besucht, oder ein Kriegsschiff mit einem Kaplan an Bord anlauft, erhalten die während der letzten Jahre vollzogenen Ehen nachträglich den Segen der Kirche.

Das Meer wimmelt bei Tristan da Cunha von Fischen, denn niemand außer den einsamen Bewohnern fischt hier. Selbst Walfische sind in Hülle und Fülle da. Das Land dagegen ist öde, fast wie eine Wüste, nur überschwemmt von Matten und von Wildkräutern, Abkömmlinge von Hauskräutern aus der Zeit der ersten Siedlung. Auch wildes Rindvieh gibt es, ebenfalls Abkömmlinge von zahmen Tieren, welches so wild ist, daß es einen jeden angreift, der seines Weges kommt. Die Bewohner schießen das Vieh ab, wenn sie Munition haben. Pflanzen gibt es nur wenige, sie beschränken sich auf Maracuthen, wilde Rosen und einen der Mimose ähnlichen Baum. Schmetterlinge gibt es nicht und keine Bienen, keine Singvögel, keine Mäden, keine Schlangen. Das Klima ist das ganze Jahr hindurch angenehm mild. Und den Leuten ist ein langes Leben vergönnt.

Das ist der Einblick, den der flüchtige Reisende gewonnen hat von Tristan da Cunha. Und das ist das Versteck, was die übrige Welt weiß von dem Eiland Tristan da Cunha.

Es ist richtig, daß Reichtum eine Anspornung von Arbeit ist; nur ist es dabei wesentlich so, daß der eine die Arbeit verrichtet und der andere die Anspornung. Und das wird dann von klugen Leuten „Arbeitsteilung“ genannt. Tollstot.

Ein Volksaufwiegler.

Von Erna Büsing (Berlin).

Jrgendwo in einem Dachstübchen im Londoner Häusermeer sitzt eine arme Mutter bei ihrem totkranken Kind. Das Petroleum ist aufgebraucht, selbst für eine Kerze reicht das Geld nicht und Anlagen für Gas oder elektrisches Licht verirren sich nicht bis in die Wohnungen der Armen. Schwer und drückend liegt die Dunkelheit im Zimmer. Fieber raft durch den aufgeschrien Körper des Kindes, wirre Träume jagen durch sein Hirn, trüben ihm die Sinne. Das Kind fürchtet sich vor dem Dunkel. Angst würgt es. Die Mutter hat nichts als tröstende Worte, aber die heruntergeschluckten Tränen und das unterdrückte Weinen nehmen der Stimme Wohlklang und Mut. Hätte sie doch nur ein winziges Kerzlein, dessen Flamme in das erdrückende Dunkel des Zimmers flartere! Dann und wann huscht ein Lichtschein durch die Stube. Denn hoch auf dem Dache des Nachbarhauses thront ein Lichtreflektant-Hund. Viele, viele kleine elektrische Glühbirnen ergehen den Hund, eine französische Bulldogge, die eine Zigarette raucht und mit den Ohren wackelt. Immer wenn der Hund die Ohren bewegt, geistert ein Lichtschein durch das Krankenzimmer. Fassungslos starren die müden, brennenden Augen der Mutter in Richtung des Hundes. Würde nur eine einzige der vielen Birnen, die zur Zusammenstellung des Hundes gehören, in ihrem Zimmer leuchten, dann würde ihrem Kinde die quälende Angst gemildert, es würde ihm das Sterben erleichtert sein.

Jrgendwo an Amerikas Küste liegt Holzschiff an Holzschiff. Man baute sie zur Zeit des Krieges in Berücksichtigung ihrer besonderen Eignung zum Entweichen vor Unterseebootangriffen. Der Krieg ist zu Ende und das menschliche Hirn wandte sich anderen profitlichen Erscheinungen zu. Die Schiffe kann man nicht mehr gebrauchen, man verläßt sie schlecht und legt sie Seite an Seite, damit die Winterstürme sie zerschlagen. Im Lande herrschen Kälte und Arbeitslosigkeit. Frierende Menschen, arbeitewollende Hände fragen, könnte man das Holz nicht irgendwie verwenden? Doch man will den Arbeitslohn sparen, die Holzverwendung ergäbe nicht genügend Profit. Und Schiff auf Schiff zerstören Sturm, Eisgang und Meereswellen.

Jrgendwo auf Aegyptens Kulturboden wächst Baumwolle. Einmal wuchs hier Broifrucht, aber als die Reichen Exportgut haben wollten, ließen sie Baumwolle pflanzen. Und sie gedieh, die Baumwolle. Baumwollballen auf Baumwollballen konnte von den Handelsplätzen aus in die Welt wandern. Überall war sie begehrt, die Baumwolle und die Kultur stand so prächtig, daß sie Uebererträge lieferte. Da fürchteten die Reichen die Konkurrenz der Baumwolle durch die Baumwolle und schnell einschlossen und geschäftstüchtig, wie sie nun einmal sind, befahlen die Reichen: „Die Kulturen liegen von nun ab brach.“ In Aegypten umschleichen arbeitewollende Menschen traurig die verödeten Arbeitsstätten, draußen in der weiten Welt schreien arme Menschen nach Kleidung. Und ein prächtig uniformierter Schutzmann, mit dem Glanze der eigenen Würde und des staatlichen Rechtes umgeben, pocht gewissenhaft auf, daß keine Baumwolle gebaut wird.

Jrgendwo in der weiten Welt predigt ein Mann: „Ihr Armen habt auch ein Recht auf's Leben.“ Es braucht keiner zu hungern, es braucht keiner zu frieren, für alle ist Brot, ist Arbeit, ist ein Fezeln Glück in der Welt, doch übernehmt ihr Enterbten die Verteilung der Güter.

Da sagte man in allen Kontinenten, daß dieser Mann ein Volksaufwiegler sei.

Der Auspeitscher von Michigan

Der nordamerikanische Staat Michigan hat das Gesetz angenommen, wonach Verbrecher aus Gewalttätigkeit öffentlich ausgepeitscht werden und in seinem Budget für das laufende Finanzjahr findet sich daher folgerichtig ein Posten, der das Gehalt für den Auspeitscher von Michigan festlegt. Man darf vermuten, daß es an Bewerbern nicht fehlen wird; wenigstens ging noch vor kurzem durch alle Zeitungen un widersprochen die Nachricht, daß sich für den Scharfrichterposten von Budapest nicht weniger als 500 Kandidaten und Kandidatinnen gemeldet hätten; denn es gibt auch Frauen, die sich nicht darauf beschränken, himmlische Rosen ins irdische Leben zu flechten. Ähnliche Bestrebungen wie in Michigan sind auch in den anderen amerikanischen Staaten und ebenso in unserem Kontinent, der es auch hierin nicht besser hat, bemerkbar; wir dürfen uns daher darauf gefestigt machen, daß bald eine Gewerkschaft der Auspeitscher, Henker und Folterknechte sich gebildet haben wird; der Unterschied zwischen unserer fortschrittlichen Zeit und einer barbarischen Vorzeit wird bloß darin bestehen, daß der Auspeitscher von Michigan gewiß nicht eine Minute länger als acht Stunden im Tage seiner bürgerlichen Tätigkeit sich widmen wird. Es wird darauf hingewiesen, daß die Zunahme von Diebstahl, Raub und Mord dazu zwingt, zu den schärfsten Mitteln der Abwehr zu greifen und die Verbrecher hätten bloß Angst vor schweren Körperstrafen, während sie das Zuchthaus als reinen Erholungsurlaub betrachten.

Aber wer ein wenig in alten Chroniken und Geschichtswerken blättert, der wird wahrnehmen, daß Folter, Martern und Torturen zu seiner Zeit die Verbrecher abgeschreckt haben; nie gab es so viel Uebeltäter wie in jenen Epochen, in denen die Auspeitscher dem Uebermaß ihrer staatsbehaltenden Arbeit gar nicht mehr nachkommen konnten. Mit einigem Erstaunen sieht man, wie gerade Amerika, das seines Fortschrittes sich rühmt, zu den empörendsten und ältesten Mitteln eines grausamen Strafrechtes greift.

Die geringe Achtung vor Menschenleben und Menschenwürde versteht man als traurige Kriegsfolge; doch was mag in der Seele jener waderen Beamten vorgehen, die sich in Michigan und bald anderswo der Auspeitschung und der damit bewirkten sittlichen Reinigung ihrer Zeitgenossen widmen? Die Daumenschrauben, die „eiserne Jungfrau“ und ähnliche Erfindungen eines als Gerechtigkeit fassgemedelten Sabismus werden ja bald folgen, und die Vollstreckung des Lynchens wird dann vermutlich von den Amerikanern in bestimmte gesetzliche vorgesehene Formen gebracht. Die Verteidiger der echten Bestialität lächeln über die „falsche Humanität“ jener, die den Auspeitscher von Michigan für ein noch beschämenderes Zeichen unserer Zeit halten als alle Verbrechen, die er bestrafen soll. Im Falle eines Justizirrtums wird vermutlich für jeden zu Unrecht erhaltenen Peitschenhieb eine namhafte Dollarsumme gezahlt; man wird wetten auf die sportliche Leistung der verschiedenen Meisterpeitscher. Und da wir doch in einer Blüte des Fortschrittes

leben, werden Kimo und Nalo bestrebt sein, den weitesten Kreisen die Produktionen der Auspeitscher vorzuführen. So verbinden sich Vergangenheit und Gegenwart, und wenn auch Azteken und Huronen von den Vorfahren der heutigen Amerikaner — natürlich mit peinlicher Beobachtung des Rechtes — ausgerottet wurden, die Entdeckungen ihrer erprobten Grausamkeit werden wohl bald wieder aufgenommen, und wenn man Sonntags in Michigan zur Kirche geht, wird man von dem Folterprogramm der Woche interessiert und angeregt sich unterhalten.

Newyorks Autoflut.

Während bei uns infolge der hohen Preise der Kraftwagen noch immer ein Luxusgegenstand für wenige ist, ist er in den Vereinigten Staaten längst zu einem Verkehrsmittel für jedermann geworden. Nach den neuesten Ziffern, die in den New Yorker Blättern veröffentlicht werden, betragen die Bewohner dieser Riesenstadt augenblicklich 406.000 Kraftwagen, und die Zahl wächst täglich weiter. Außerdem kommen alltäglich von außerhalb 200.000 Kraftwagen nach New York herein, so daß man mit einem Verkehr von über 600.000 Autos in den Straßen New Yorks rechnen muß. 40.000 Kraftwagen fahren täglich durch die Fifth-Avenue, mindestens ebenso viel durch die Park-Avenue und über den Broadway. Wie man diese Hunderttausende von Wagen unterbringen soll, wie man es verhindert, daß sie die Verkehrswege heillos verstopfen, das ist das Problem, mit dem man jetzt in New York ringt, ohne es bisher befriedigend lösen zu können.

Bis zum vergangenen Jahre war es jedem Automobilisten gestattet, seinen Wagen überall, mit Ausnahme der Fifth-Avenue, solange an der Bordstrecke stehen zu lassen, wie man wollte. Erst ein Alarmschrei der New Yorker Feuerwehr machte dieser Freiheit ein Ende. Man bekam auch heraus, daß die Kaufleute große Verluste erlitten durch den Aufenthalt, den die herumstehenden Kraftwagen verursachen, und so wurde denn das Hinstellen der Wagen in den engeren Straßen der Stadt überhaupt verboten und das Stehenlassen nicht länger als 10 Minuten gestattet. Der Verkehr wurde in bestimmter Weise geregelt, so daß in diesen belebtesten Verkehrsstraßen der Welt sich das Passieren der Wagen ohne großen Aufenthalt und mit automatischer Sicherheit vollzieht. Zur Aufbewahrung der Autos wurden einige große freie Räume bestimmt, die von Schutzleuten bewacht werden. Aber der größte Teil der Wagen wartet doch noch auf der Straße oder steht in Privatgaragen unterkunft. In allen Teilen von New York gibt es Niessengebäude, viele Stockwerke hoch, in denen die Wagen in gewaltigen Lifts heraufgezogen oder auf ansteigenden Rampen in die höheren Stockwerke gefahren werden.

Besonders großartig ist das Bild der New Yorker Autoflut in der 39. Straße, wo es nicht weniger als vier große Theater gibt. Während der Theaterzeit warten hier die Autos in einer Linie von 3-5 Kilometer Länge. Wenn die Lichtsignale das Ende der Vorstellung anzeigen, dann bewegen sich die Wagen in vier Reihen vorwärts, von denen jede Reihe für eines der Theater bestimmt ist. Auf diese Weise entleert sich die Metropolitan-Oper in 10 Minuten, während es früher eine halbe Stunde dauerte. Aber das Bedürfnis, neue Wartepläze für die Hunderttausende von Autos zu finden, steigt von Monat zu Monat, und man denkt bereits daran, eine ungeheure Garage unter dem Centralpark zu bauen. An einzelnen Stellen sind schon Fußwege aufgehoben und höhergelegt worden, und man beachtet, den Verkehr überhaupt so zu regeln, daß Kraftwagen und Fußgänger sich in ganz verschiedener Straßenhöhe bewegen.

Gedanken-Splitter.

Die Satten richten über die Hungerigen.

„Ueberhaupt, die sogenannte Gerechtigkeit ist in den meisten Fällen eine ziemlich leichte Komödie, ein Schwan. Die satten Leute üben sich in der Verbesserung von lasterhaften Neigungen der hungerigen Leute. — Ich pflege oft den Gerichtssitzungen beizuwohnen, aber habe noch nie gesehen, daß die Hungerigen über den Satten zu Gericht sagen, — wenn's einmal die Satten beim Satten tun — so geschieht's wegen Habgucht. Heißt also: „Nimm nicht alles für dich, laß auch etwas für mich!“

Maxim Gorki.

Allerlei.

Zu Kampfe gegen Menschenfresser. Der kürzlich von Buenos Aires in Dalar eingetroffene Dampfer „Mosel“ bringt interessante Einzelheiten über die Hinrichtung von sechs Menschenfressern, die kürzlich zu Victoria in Französisch Guinea stattgefunden hat. Hier, im Flußbett des Rio Dunez, steht die Menschenfresserei bei einzelnen Eingeborenensstämmen noch in voller Blüte. Die Kannibalen veranstalten in ihrer Gier nach Menschenfleisch förmliche Jagden, weil sie dem Aberglauben huldbigen, daß sie die Eigenschaften der von ihnen Gejagten erwerben. Besonders die Leber gilt bei ihnen als ausgesprochener Lederbissen. Dank der Aufmerksamkeit eines Zollbeamten von Victoria gelang es nun kürzlich, sechs dieser gefährlichen Jäger zu fangen. Der Beamte war auf der Suche nach einem Knaben, der verschwinden war. Man fand ihn schließlich schreckgelähmt in einem Walde. Er wußte, daß er in der Gewalt der Menschenfresser war und gab sich über das Schicksal, das ihn erwartete, keiner Täuschung hin. Bei Durchsuchung der Umgebung entdeckte man dann am Fuß eines Baumes, unter Zweigen verborgen, ein großes Tongefäß, das mit Menschenfleisch gefüllt war. Kurz darauf wurden sechs Kannibalen eingebracht, denen man den Prozeß machte und die ausnahmslos zum Tode verurteilt wurden. Das Todesurteil wurde unmittelbar darauf durch Erschießen vollstreckt. Unter den Verurteilten befand sich auch eine siebzehnjährige Frau, die mit Vorliebe kleine Knaben aß, um wieder jung zu werden. In der Umgegend der Militärstation von Raceuta kommt es nicht selten vor, daß ein Eingeborener, der die Unvorsichtigkeit begeht, allein herumzuwandern, von den Menschenfressern, die im Hinterhalt lauern, abgefangen wird und spurlos verschwindet. Die Eingeborenen wagen es nicht, Anzeige zu erstatten, weil sie die Rache der Kannibalen fürchten.

Interessante Zahlen aus dem Bienenvolk. Eine Biene wiegt 0.06 bis 0.23 Gramm. 10.000 Bienen geben etwa auf ein Kilogramm. — Die Honigblase der Biene hat in der Ruhe etwa 14 bis 16 Kubikmillimeter Fassungsvermögen. 1000 Kubikmillimeter Honig wiegen etwa ein Gramm. — Die Honigblase vermag etwa 20 Milligramm aufzunehmen. In einem Kilogramm Honig sind also die Füllungen von 50- bis 60.000 Honigblasen nötig. Eine Rotkehlblüte sondert 0,000 793 Gramm Nektar ab. Um ein Kilogramm Zucker zusammenzubringen, müssen die Bienen etwa 7.500.000 Rotkehlblüten, 5 Mill. Spargelblüten — 2 Mill. Klotzblüten bestäuben. Eine Biene vermag bei zehnstündiger Arbeit etwa 7000 Blüten zu bestäuben. Man

kann danach berechnen, wie lange ein Volk von 12.000 Bienen braucht, um einen Honigtopf zu füllen!
August Sandwich.

Ein Land mit dreijähriger Briefbestellzeit. Die Bewohner der im Süden des Atlantischen Ozeans gelegenen englischen Insel Tristan da Cunha haben seit März 1923 keine Post mehr erhalten, da die im Londoner Zentralpostamt gesammelten Pakete und Briefe, die nach dorthin bestimmt sind, noch so wenig zahlreich sind, daß die Entsendung eines besonderen Schiffes dafür allzu große Unkosten verursachen würde. Die zuständige Postbehörde glaubt, im Frühjahr 1926 frühestens die nächste Post dort abliefern zu können.

Weiteres.

Die junge Frau: „Marie, haben Sie der Köchin gesagt, daß ich ihr heute helfen will?“ — Hausmädchen: „Ja, gnädige Frau, aber sie meint, ob's nicht lieber 'nen andern Tag ginge, weil sie heute zu viel zu tun hätte.“

Sein letzter Wille. Ein junger Mann zählt bei seiner künftigen Schwiegermutter eine halbe Stunde lange auf, was er alles bei der Hochzeit haben wolle. Die künftige Schwiegermutter fing an, ungeduldig zu werden und sagte zu ihrer Tochter, als der junge Mann mit seinen „Ich will, ich will“ usw. auch gar nicht enden wollte: „Dein Zukünftiger will viel!“ — „Laß ihn reden“, antwortete die Tochter mit feinem Lächeln, „er redigiert seinen letzten Willen!“

Ein gutes Beispiel. Der Lehrer erklärte den Schülern den menschlichen Organismus und führte aus, daß, wenn ein Organ verloren ginge, das andere dann meist stärker sei. Z. B. wenn man auf einem Ohre das Gehör verliere, höre man gewöhnlich desto besser auf dem anderen. „Wer kann mir ein ähnliches Beispiel nennen?“ fragte er am Schluß. — „Ich!“ rief ein kleiner Junge. „Meine Tante hat ein Bein zu kurz und desto länger ist das andere.“ („Tit-Bits.“)

Recht hat er. Hans kann eine Rechenaufgabe nicht lösen. „Denke dir“, sagt der Lehrer, „hier liegen vier Eier, und ich lege noch drei dazu, wieviel wären das?“ — Hans lacht. — „Warum lachst du denn?“ — „Ach“, erwidert Hans, „Sie können doch keine Eier legen.“

Rätsel-Cafe.

John Lehrjahre.
Ich kam zum Meister in die Lehre,
Schlimm hat' es da ein Körperteil,
Es ging mir wider meine Ehre;
Denn selten war's gesund und heil.
Stell um das Wort so ganz und gar,
Dann weißt du, wie der Meister war.
Emil Rein.

Gleichlangrätzel.
Wenn der Sommer kommt ins Land,
Sitzt es gern am Wiesenrand,
Musiziert bei Sternenspracht
In der schönen Sommernacht.
Aber sitzt dir's im Gehirn,
Leuchtet dir sehr gut Gestirn,
Scheint die Sonne noch so hell,
Bleibst ein grämlicher Gesell.
Kory Towa.

Unterschiedlich.
Freund will ich gern dich benennen, — Bist
du verwandt mir und treu, — Aber beim Sport
auf dem Wasser — Seh ich dich lieber geköpft.